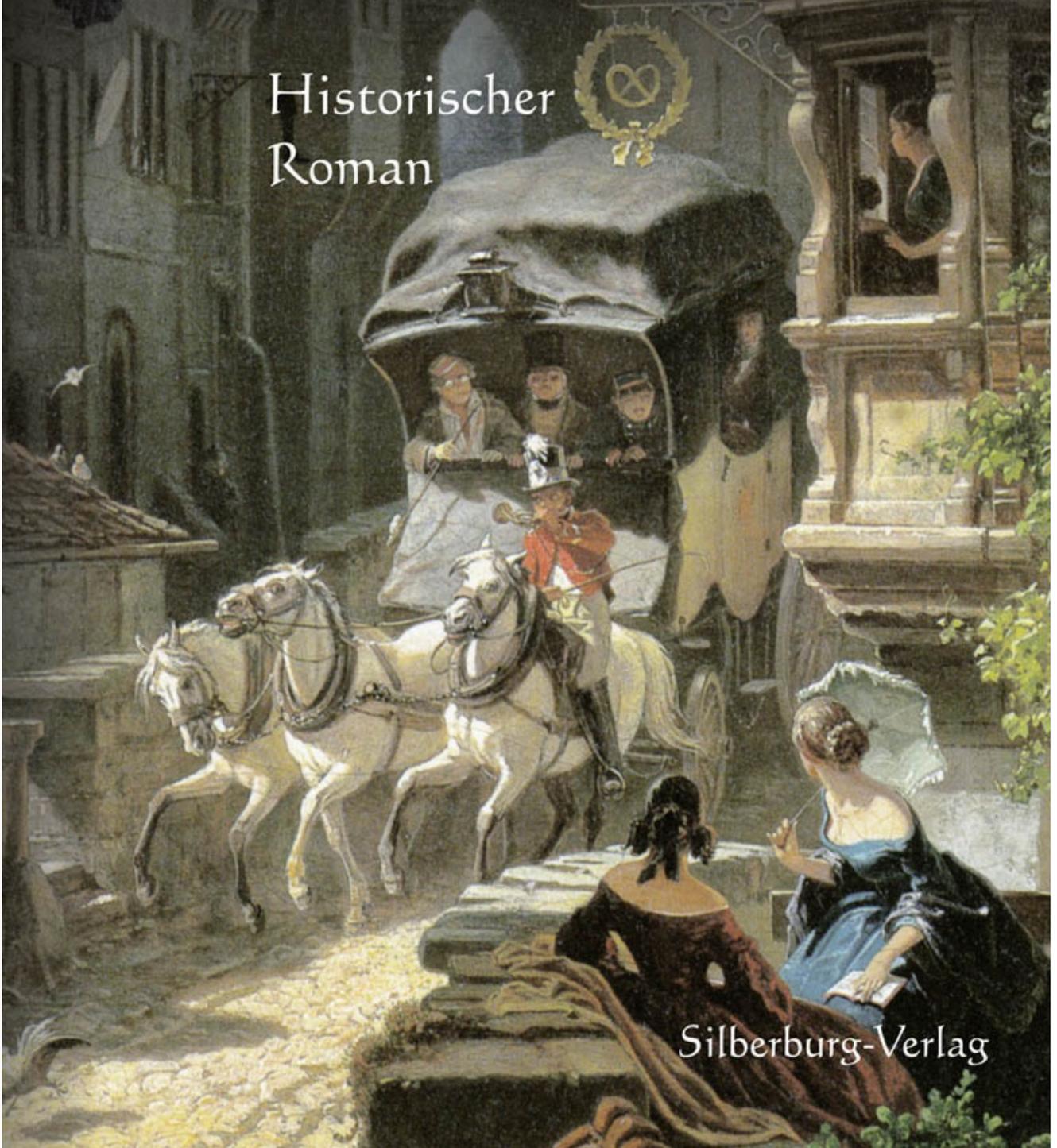


Gerd Friederich

TOD DEM KÖNIG

Historischer
Roman



Silberburg-Verlag

vom Bierlein. Sinnlose Liebesmühe. Die Fehde in der Sache eskaliert zur bösen Kränkung der Kontrahenten.

»Sich dackelig schaffen, weil einer daherkommt, der zufällig König heißt?«

»Du Anarchist!«

»Furzklemmer!«

»Soll ich mir einen Wedel in den Hintern stecken, damit sich Majestät gaudieren kann?«

»Du brauchst nötig einen Staubwedel. Bei dir daheim hängen noch die Spinnweben vom vorletzten Jahr an der Decke.«

»Sapperlot, bist du ein dummer Ochs. So kenn ich dich ja nicht.«

»Und du bist ein bissiger Hund. Ruckzuck haust du den Leuten die Zähne in den Hals.«

Sie dengeln die Sensen zum Gefecht. Jetzt kracht die Welt in allen Fugen.

»Bohnenfresser!«

»Hosenseicher!«

»Klugscheißer!«

»Latrinenhopser!!«

Ein Schrei wie das Trompeten eines Elefanten: »Aberjetza! Maul halten!«

Mit einem Schlag ist Ruhe. Oder ist es nur die Stille vor dem Sturm?

Der Schultes fürchtet um den kommunalen Frieden und das Heil seiner Stadträte. Er erhebt sich und pumpt sich auf wie ein Maikäfer vor dem Abflug. »Ihr spinnet ja!«, kläfft er sie an, dass sie das Genick einziehen. Zunächst ungläubig hat er zugehört, hat versucht, schlichtend in den heftiger werdenden Disput einzugreifen. Jetzt reicht es ihm.

»Rindviecher, blöde!« Er stockt. Er weiß nicht weiter, denn er kocht vor Wut.

Doch schlagartig verschieben sich seine Gesichtszüge. Über die grimmige Miene huscht ein fernes Leuchten. Ein Hintergedanke muss über ihn gekommen sein. Mit gespreizten Fingern stützt er sich auf den Tisch: »Wir machen gar kein Programm.«

Sie blinzeln. Sie staunen. Sie zweifeln.

Kein Empfang? Kein Programm? Nichts?

»Freilich«, bekennt der Schultes, »aberjetza ... machen wir ... das ...«, er holt tief Luft, »... nicht selber.«

»Wer sonst? Der Pfarrer?«

»Oder gleich der Heilige Geist?«

Schmunzelnd steht er vor ihnen, der Herr Stadtregent und hebt mahnend den Finger, bis es mäuschenstill ist im Saal. Dann wirft er den Kopf zurück und sieht die Elite seiner Stadt mitleidig an. »Der König macht sein Programm selber.«

Sie sperren Mund und Nase auf, haben große Augen, finden keine Worte und schlagen vor Mitleid die Füße über dem Kopf zusammen. Ihr Schultes hat sie nicht mehr alle.

Der zieht derweil einen Brief aus seinem Kittel und liest vor. Bald werde ein Kammerdiener Seiner Majestät nach Enzheim kommen, um den angekündigten Besuch des Königs vor Ort vorzubereiten.

Im milden Schein der Petroleumlampe sieht der Schultes achtzehn staunende Augen auf sich gerichtet. Nur der Küfer Schorsch ruselt längst und sabbert sich aufs Hemd.

»Aberjetza schläft gut. Der Letzte macht's Licht aus.« Der Herr Stadtregent steht auf und fliegt davon.

ZWEITES KAPITEL:

Der Nikolaus kommt

Der Winter hat sich in den letzten Tagen ausgetobt. Doch seit heute Morgen scheint die Sonne, weshalb Bauern und Weingärtner hoffen, dass sie bald mit den Frühjahrsarbeiten beginnen können. Jetzt ist es schon halb zwei. Die Kutsche ist unpünktlich. Abels Haushälterin wartet auf die Post. Eine Frau von kleinem Wuchs, mit kräftiger Taille, strengen Zügen, roten Wangen und schwarzen Haaren. Ihre Schönheit ist eher herber Natur.

Sie geht auf und ab. Der Herr Pfarrer muss endlich seinen *Merkur* kriegen. Seit heut Morgen um acht spielt er Maultrommel und rennt von einem Fenster zum andern. Wenn jetzt die Zeitung nicht kommt, ist Hochwürden heute giftig oder schnappt über.

Endlich! Trara, trara, die Post ist da! Zwei Rappen vor einer gelb-schwarz lackierten Kutsche mit großer Laterne auf dem Dach. Auf dem Bock der feiste Postillion und sein schwindsüchtiger Geselle.

Vier der sechs Fahrgäste bleiben sitzen. Sie wollen auf der Staatsstraße 1 weiter nach Norden rumpeln. Eine lederne Hand wischt von innen die beschlagene Scheibe der Postkutsche sauber, ein schläfriges Mondgesicht schaut heraus.

Der erste steigt aus. Wie bei der württembergischen Post üblich, ist die Tür hinten. Besser gesagt, der Herr will aussteigen. Seine Schuhe sind jedoch schneller als das restliche Gestell, und schon liegt er der Länge nach auf dem Pflaster, wie ein Maikäfer auf dem Rücken, die Beine zappelnd in der Luft. Die Brille fliegt in hohem Bogen in die Kandel⁷. Sein Hut rollt der Haushälterin direkt vor die Füße.

»Gibt es noch mehr so Dackel wie dich in Stuttgart?«, höhnt der Postillion in postgelbem Kittel, rotem Wams, weißer Reithose und kniehohen Stiefeln. Er weiß, er hat diesen Herrn dort aufgeladen. »Das sieht sogar ein Blinder, dass die Straße fatzenglatt ist!«

»Nein«, ärgert sich der Gefallene und versucht aufzustehen, »in Stuttgart bin

ich der letzte. Alle anderen Dackel schaffen bei der Post.«

Des Pfarrers treue Seele eilt hinzu und hilft dem Gestrauchelten auf die Beine. »Wenn's häl⁸ isch, no isch gut falle.« Sie klopf seine Kleider ab, bückt sich und setzt ihm mit einem aufreizenden Strahlen seinen Hut auf. Allerdings hat sie den Deckel zuvor sorgfältig an ihrer Schürze abgeputzt.

»Machet Sie sich nix draus. Die Herren von der Post sind immer so. Denen sollte unser König einmal die Meinung geigen. Seit die ihre neuen Uniformen haben, kennen die uns kleinen Leute nicht mehr.«

Der Fremde will anfangen zu sprechen. Doch die geöffneten Lippen schließen sich, bevor ein Laut zu hören ist. Ihm ist klar geworden, dass ... Missvergnügt zieht er die Nasenflügel hoch, holt die Brille, putzt sie an der Hose ab und setzt sie wieder auf.

Der nächste Fahrgast, der sich in der Kutschentür zeigt, scheint ein Studierter zu sein. Ein angehender Arzt, ein Physikus oder ein Jurist auf Kundenfang? So oder so, es ist ein junger Mann im braunen Einreihler mit umgehängter Ledertasche. Er ist vorsichtig, denn er hat das Malheur beobachtet. Darum steigt er rückwärts aus und hält sich mit beiden Händen an den vorgesehenen Haltegriffen fest, bis er sicher auf der Straße steht. Er nimmt seine Bügeltasche an sich, die der Postillion griffbereit hingestellt hat, und verschwindet rasch und nahezu unbemerkt im Eingang zum Ochsen, weil alle Blicke immer noch auf den Verunfallten gerichtet sind.

Just in diesem Moment bedankt sich der Gefallene mit einem artigen Diener bei der Frau.

Sie misst verstohlen seine schlanke Gestalt. Keinen Ranzen vom Saufen wie bei ihrem verblichenen Göttergatten und bei den älteren Herren zu Enzheim. Kein krummes Kreuz vom vielen Schaffen. Nein, eine angenehme und noch sehr brauchbare Erscheinung.

»Gell, Sie sind nicht von hier?«

Er schüttelt den Kopf.

»Ja, sind Sie am End ein Fremder?«

Er nickt.

»Sind Sie verheiratet?«

Er zuckt die Achseln. Geht die nichts an, denkt er sich. In Wahrheit ist er zum dritten Mal verheiratet. Die erste Frau ging ihm auf die Nerven, und die zweite, die er liebte, segnete nach drei Ehejahren das Zeitliche. Bald darauf hat er seine Cousine Pauline geheiratet. Fünf Kinder hat er, vier Mädchen und einen Buben, den Karl.

Das alles weiß des Pfarrers Küchenfee nicht, will sie auch nicht wissen. Sie hat zwar ein gutes Einkommen, doch nächst dem Essen liegt ihr nichts so am Herzen wie ein warmes Bett. Darum trachtet sie seit Langem danach, wieder zu ehelichen. Denn das Heiraten ist der siebte Sinn bei den Frauen, wie ein entlaufener Pfarrer namens Griesinger jüngst behauptet hat. Sogar die, welche nichts im Sinn haben, wollen auf jeden Fall unter die Haube. Wer keine Haube tragen darf, der macht

bekanntlich als Frau nichts her und muss bei allen Festivitäten am Katzentisch sitzen. Seit geraumer Zeit hat sie ein Auge auf den Bader geworfen, den kraushaarigen Sizilianer. Aber der sperrt sich. Deshalb schleicht sie samstagsabends in die Kirche und betet zu den Heiligen Antonius und Johannes:

*»O Sankt Johann, zu dir wend ich mich,
lass mich armes Tröpflein nicht im Stich.
Hilf mir doch bald zu einem Mann,
ohne den ich nicht länger leben kann.
O Sankt Anton, zu dir wend ich mich,
lass mich armes Weiblein nicht im Stich.
Hilf mir doch bald zu einem Mann!
Hat er auch nur wenig Heu,
und ist er auch nicht mehr ganz neu,
die Hauptsach ist, er bleibt mir treu.«*

Eben scheint es ihr, das Schicksal habe ihr zugeblinzelt. Darum strafft sie sich. Wäre eine gute Partie, denkt sie. Würde kostenlos das Bett heizen und Holz sparen, spekuliert sie. Darum mustert sie ihn ausgiebig von Kopf bis Fuß.

Er ist ein älterer Herr mit Vollbart und Augengläsern. Kein Kneifer, sondern eine neumodische Brille mit Ohrbügel. Gut gekleidet, solide, nicht geckenhaft. Knielanger, grauer Überzieher mit zwei großen, stoffbezogenen Knöpfen unter dem schwarzen Samtkragen. Kurzes Schultercape mit ausgestellten Ärmeln. Darunter eine anliegende graue Hose. Dazu Knöchelstiefel und gelbe Lederhandschuhe.

Ein Goldjunge im doppelten Sinn, rinnt es ihr durchs Hirn. Einer, dem das Schicksal günstig ist. Dazu einer, sie hat es längst gewittert, bei dem nicht kupferne Kreuzer in der Tasche klimpern, sondern der eine richtige Geldkatz hat, gefüllt mit Silber und Golddukaten. Sie schnüffelt. Männer, die nach Geld riechen, sind attraktiv, für die jungen wie die alten Weiber.

Während sich der Postillion, den schwarzen Zylinder ins Genick geschoben, am Gepäckaufsatz seiner Kutsche zu schaffen macht, nimmt sie die erwartete Zeitung entgegen und fragt den Unbekannten, ob er heute im Ochsen übernachtete.

»Nein, gute Frau, die Linde suche ich«, berichtigt der Bebrillte freundlich.
»Wissen Sie, wo die ist?«

»O verreck!« Sie warnt ihn eindringlich vor der vereisten Straße. Sie packt ihn am Arm, um zu prüfen, ob an ihm was dran ist. Sie schmeißt ihm ihr strahlendstes Lächeln ins Gesicht.

Nein. Nichts. Er verzieht keine Miene.

Sie seufzt. Fürsorglich hakt sie ihn unter, denn sie ist stabil und steht wie eine Eiche. Über ihre Schuhe hat sie nämlich löchrige Strümpfe gezogen. Sie führt ihn ein paar Schritte in Richtung Rathaus und weist die abfallende Straße in die